



Separatum aus:

THEMENHEFT 5

*Birgit Zacke / Peter Glasner / Susanne Flecken-Büttner /
Satu Heiland (Hrsg.)*

Text und Textur

WeiterDichten und AndersErzählen im Mittelalter

Publiziert im Mai 2020.

Die BmE Themenhefte erscheinen online im BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/). Die ›Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung‹ (BmE) werden herausgegeben von PD Dr. Anja Becker (München) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Die inhaltliche und editorische Verantwortung für das einzelne Themenheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://www.erzaehlforschung.de> – Kontakt: herausgeber@erzaehlforschung.de
ISSN 2568-9967

Zitiervorschlag für diesen Beitrag:

Zimmermann, Julia: *Paradiesische Gaben und der zuckersüß duftende Tod des Helden. Narrative Beziehungsgeflechte im ›Jüngeren Titurek‹*, in: Zacke, Birgit/Glasner, Peter/Flecken-Büttner, Susanne/Heiland, Satu (Hrsg.): *Text und Textur. WeiterDichten und AndersErzählen im Mittelalter*, Oldenburg 2020 (BmE Themenheft 5), S. 315–339 (online).

Julia Zimmermann

Paradiesische Gaben und der zuckersüß duftende Tod des Helden

Narrative Beziehungsgeflechte im ›Jüngeren Titurel‹

Abstract. Der ›Jüngere Titurel‹ dürfte aufgrund seiner vielfältigen Rekurse vor allem auf Wolframs ›Parzival‹, auf den ›Willehalm‹ und die ›Titurel‹-Fragmente unbestritten als einer der umfassendsten und erfolgreichsten Fälle der Umsetzung verschiedener Retextualisierungsstrategien und -verfahren in der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters gelten. Der Beitrag untersucht in literaturwissenschaftlicher und epistemologischer Perspektive durch eine exemplarische Betrachtung der Paradiesmotivik die spezifische Narrativik des ›Jüngeren Titurel‹. Die Analyse vermag dabei insbesondere das dichte Netz von paradigmatischen Bezügen aufzuzeigen, das die gesamte Dichtung bestimmt und ihre Kompositionstechnik in charakteristischer Weise auszeichnet.¹

1. Retextualisierungsformen im ›Jüngeren Titurel‹

Der literaturwissenschaftliche Umgang mit dem ›Jüngeren Titurel‹ ist seit jeher ambivalent: Einerseits hat sich insbesondere die ältere Literaturgeschichtsschreibung mit der Dichtung ausgesprochen schwergetan. Dies mag an ihrem monumentalen Umfang von über 6300 kompliziert gebauten Langzeilenstrophen liegen oder an ihrer weit verzweigten und heterogenen Überlieferung mit Textvarianten, Kurz- und Parallelfassungen (vgl. Bumke 2005, S. 26). Ursache dieses Sich-Schwertuns könnte freilich auch die kaum über- bzw. durchschaubare Zusammenschau von Wolframs ›Parzival‹,

›Willehalm‹ und den ›Titurel‹-Fragmenten auf der Handlungsebene ebenso wie in stofflicher, motivischer und struktureller Hinsicht sein, möglicherweise aber auch die Unmöglichkeit einer eindeutigen gattungsgeschichtlichen Einordnung dieses »Opus permixtum« (Mertens 2010, S. 193), das den Artus- und Gralsroman in die heldenepische Strophenform gießt und mit Elementen der Chansons de geste, des Alexanderromans, der Historiographie, des legendarischen sowie moraldidaktischen Erzählens, sangspruchhafter Lehre und vielem anderen mehr ausstattet. Auch die lehrhaftwertsetzende, doktrinäre und Handlung zerdehnende Erzählweise, die den Stil jenes Dichters prägt, der bis zur 5961. Strophe in der Wolfram-Maske auftritt und von dem uns lediglich der Vorname Albrecht bekannt ist, könnte nicht zuletzt der Grund für die vielzitierte »unwiderstehliche Unlust am Text« (Wyss 1983, S. 95; vgl. dazu Baisch 2010, S. 18–20) in der modernen Rezeption sein.

Andererseits ist sich die literaturwissenschaftliche Kritik darüber einig, dass Albrechts Dichtung angesichts seiner weitreichenden »Verzahnungen mit zahlreichen weltlichen und geistlichen, erzählenden, didaktischen und Predigt-Texten« (Schröder 1984, S. 10) das wohl »imponierendste Zeugnis für den Umgang mit volkssprachiger Literatur« (Huschenbett 1984, S. 168), ja sogar eines »der bedeutendsten und wichtigsten epischen Werke des 13. Jahrhunderts« ist (Bumke 2004, S. 422), das »aus ›Willehalm‹-Welt und ›Parzival‹-Handlung eine Art Gesamtkosmos einer christlich-ritterlichen Denkwelt« (Fromm 1984, S. 12, so auch Ragotzky 1971, S. 102), eine »universale Wolfram-Synthese« (Haug 1980, S. 223) erschaffen habe, die freilich »nicht nur Summe des Wolfram'schen Erzählens, sondern Summa mittelalterlicher Bildung und Erbauung« (Ebenbauer 2004, S. 363) sein wolle. Solch einer geballten Ansammlung von Superlativen und Universalvereinnahmungen steht die nach wie vor eher dünne Forschungslage zum ›Jüngeren Titurel‹ (vgl. Lorenz 2002, S. 53–64) gegenüber. Diese scheint umso erklärungsbedürftiger, als der Stellenwert der Dichtung auch in ihrem zeitgenössischen Kontext ausgenommen hoch angesetzt werden muss: Allein

die über 60 Textzeugen, die den ›Jüngeren Titurel‹ zu einer der am häufigsten überlieferten volkssprachigen Dichtungen machen, belegen die Wertschätzung des Textes in seinem Umfeld (hierzu und zum Folgenden vgl. Lorenz 2002, S. 12f., ausführlich zuvor schon Krüger 1986). Von seinem außerordentlichen Nachklang in den literarischen Werken der Folgezeit zeugen Übernahmen der Strophenform, Zitate und Anspielungen, aber auch die Ausprägungen des ›geblühten Stils‹ dürften maßgeblich auf den ästhetischen Vorgaben des ›Jüngeren Titurel‹ basieren (vgl. Nyholm 1971).

Im Mittelpunkt der Handlung des ›Jüngeren Titurel‹ steht die tragische Liebesgeschichte von Sigune und Tschinotulander, wie sie aus Wolframs ›Parzival‹ und den zwei Fragmenten seines ›Titurel‹ bekannt ist: In Wolframs erstem ›Titurel‹-Fragment wird (nach einer knappen Einführung in die Verwandtschaftsverhältnisse des Gralsgeschlechts und der Abdankungsrede des Gralskönigs Titurel) davon erzählt, wie die mütterlicherseits aus dem Gralsgeschlecht stammende Sigune gemeinsam mit dem jungen Fürsten Schionatulander aus Grasiwaldane, einem Verwandten Gahmurets, am Hof Herzeloyses aufwächst. Geprägt von den Vorgaben höfischer Normen verlieben sich die Kinder ineinander. Noch als Knappe muss Schionatulander mit seinem Oheim Gahmuret in den Orient ziehen, wo dieser, was man freilich nur aus dem ›Parzival‹ weiß, im Kriegsdienst des Baruchs von Bagdad sein Leben verliert. Das zweite ›Titurel‹-Fragment setzt damit ein, dass sich Schionatulander wieder bei Sigune befindet: Beide lagern auf einer amönen Wiese im Wald, als ein Bracke mit einer kostbar bestickten Leine vorüberläuft und von Schionatulander eingefangen wird. Sigune liest die Inschrift des Seils, doch ehe sie die dort verbrieftete tragische Liebesgeschichte bis zum Ende lesen kann (vgl. Schmid 1988, S. 79–97, und Bracker 1996, S. 155–175), entläuft der Bracke samt Seil. Sigune beauftragt ihren Geliebten mit dessen Wiederbeschaffung, erst dann will sie ihm ihre Minne gewähren. Schionatulander nimmt den Dienst an, und in unheilvoller Vorausdeutung endet das Fragment. Wiederum aus dem ›Parzival‹ weiß man indessen, dass die Suche nach dem Brackenseil für Schionatulander tödlich

enden wird: *ein bracken seil gap im den pîn. / in unser zweier dienste den tôt / hât er bejaget* (›Parzival‹, 141,16–18). Diese rätselhafte Erklärung bietet Sigune ihrem Cousin Parzival, als er die Trauernde kurz nach seinem Aufbruch vom mütterlichen Hof im Wald mit dem Leichnam des Geliebten im Schoß trifft. Fürst Schionatulander habe sein Leben, so ergänzt Sigune, bei der Verteidigung von Parzivals Erblanden im Zweikampf gegen Orilus verloren (vgl. 141,9). Sigune trauert bis zu ihrem Tod um den Geliebten.

Dieses Sujet greift Albrecht in seinem alle Weltalter und Welträume umfassenden Riesenepos auf, wobei der von Wolfram vorgegebene Handlungsrahmen exzessiv ausgestaltet ist. Der ›Parzival‹, die Fragmente des ›Titurel‹ sowie der ›Willehalm‹ sind – neben einer Vielzahl weiterer Quellen – aber nicht nur rezipiert, nicht nur durch Verwendung vorfindlicher *materiae* wiedererzählt, sondern zu einer Art epischen Summe übersteigert. Weit über Wolfram hinausgehend hegt der Erzähler dabei den Anspruch, eine umfassende Geschichte des Grals und Gralsgeschlechts sowie eine Vollendung des ›Parzival‹ zu bieten, denn – so der im Prolog formulierte Selbstanspruch – es sei viel an der undurchdringlichen Erzählform des ›Parzival‹ kritisiert worden. Diese Ungenügsamkeiten gedenke er zu »begradigen«: *ich wil die krumb an allen orten slichten* (›Jüngerer Titurel‹, Str. 20,3), ja gelte es, die vorbefindlichen *wilden maere* durch *sinneriche lere* gleichsam zu zähmen: *durch sinneriche lere muoz ich di wilden maer hie zam gestellen* (Str. 59,4). Wenn dann nach knapp 6000 Strophen das Ende der Dichtung (zumindest nach dem Handlungsverlauf des Wolfram'schen ›Parzival‹) erreicht scheint, wenn in abbreviaturlhafter Kürze auch im ›Jüngerer Titurel‹ von Sigunes Tod, der Heilung des Anfortas und von Parcifals Gralsberufung erzählt wurde, dann begründet der Erzähler sein Weitererzählen (über immerhin 400 Strophen) damit, dass die Rezeption am ›Willehalm‹ den ungenügenden Anfang, am ›Parzival‹ den fehlenden Schluss getadelt habe:

Ez jehent die merke richen, daz mich an vreuden pfendet:
iz si wunderlichen ein bûch geanevenget und daz ander genedet,
Sant Wilhalmes anevanc si betoubet,
und Parcifal zeletste, nach ir beider werdicheit beroubet.
(›Jüngerer Titurel‹, Str. 5989)

Der Erzähler hegt den Anspruch, diesen Mangel beheben zu wollen, indem er von Parcifals Kindern zu Ende erzähle: *vil endelich ich gerne von in spreche: / man giht, wie dem von Eschenbach an siner hohen kunst dar an gebreche* (Str. 5991,3f.). Dies ist der wertende Anspruch eines Weitererzählers im Selbstverständnis eines korrigierenden Besser- und Richtigerzählers, der sich im ›Jüngeren Titurel‹ immer wieder zu erkennen gibt (zur Funktion der Wolfram-Rolle vgl. Mertens 2005, S. 203–226, und Glauch 2010, S. 67–85).

Dass der ›Jüngere Titurel‹ einen Schlussstrich unter einen Tradierungsvorgang setzt, der sich in seiner Heterogenität und Komplexität nur schwer mit Franz Josef Worstbrocks Konzept des ›Wiedererzählens‹ (1999) fassen lässt, zeigt schon die Studie von Britta Bußmann zum ›Wiedererzählen, Weitererzählen und Beschreiben in Albrechts ›Jüngerem Titurel‹‹ (2005, S. 440f.) mit einem Seitenblick auf Wolfram: Dieser habe als Wieder- und Weitererzähler Chrétiens in eigenständiger *inventio* für den ›Parzival‹ nicht nur einen Schluss und zudem einen neuen Anfang gefunden, sondern habe seine Erzählung mit dem ›Titurel‹ zudem durch einen weiteren Roman zu ergänzen versucht. In der Komplementarität beider Dichtungen habe Wolfram aber »neben einer Fortsetzung zugleich eine Metaebene kreiert, die sich jedoch einzig durch die wechselseitige intertextuelle Zusammenschau und Reflexion beider Romane ergäbe, d. h. durch die und in der literarischen Kompetenz seiner Rezipienten« (ebd., S. 441). Unter Verzicht auf diese Metaebene habe indessen Albrecht – als Wieder- und Weitererzähler zweiter Instanz – die ›Parzival‹- und ›Titurel‹-Handlung nach dem Gesetz ihrer zeitlichen und handlungslogischen Abfolge miteinander verfügt, wobei er die Kenntnis des ›Parzival‹ als narrative Folie seines Erzählens von seinen Rezipienten rigoros abverlange. Obwohl Albrecht

durchaus auf verschiedene Verfahren des Wiedererzählens, Kompilierens und Übersetzens rekurriere, sei er »in seiner Verantwortung für den gesamten Handlungsbogen damit primär als Weitererzähler und *inventor* anzusprechen« (ebd., S. 442). Der ›Jüngere Titurel‹ ist damit der vielleicht umfassendste und erfolgreichste Fall der Umsetzung verschiedener Retextualisierungsformen durch Strategien der Rezeption, Übersetzung, Be- und Überarbeitung, der Neufassung, Umschreibung, *dilatatio*, *abbreviatio* oder der intertextuellen Überblendung.

Dieses komplexe Erzählverfahren sei zunächst in groben Zügen entlang der wesentlichen Prätexte ›Titurel‹, ›Parzival‹ und ›Willehalm‹ umrissen: Wolframs ›Titurel‹-Fragmente sind in geringer, vorrangig metrisch und reimtechnisch begründeter Abweichung in ihrer Gesamtheit übernommen; sie sind durch einen knapp 500 Strophen umfassenden neuen Anfang, ein knapp 350 Strophen langes Verbindungsstück in der Mitte und einen Schluss von knapp 5000 Strophen ergänzt. Die aus dem ›Parzival‹ bekannten Begebenheiten, die das Handlungsgerüst der Erzählung liefern, werden indes mitnichten im ›Jüngeren Titurel‹ wiedererzählt, sondern weitgehend als bekannt vorausgesetzt oder allenfalls angedeutet, während das in Wolframs Dichtung nur Angedeutete bei Albrecht eigenständig auserzählt ist (vgl. Huschenbett 1978, Sp. 165, und Mertens 1998, S. 276–278): Genaueres erfährt man beispielsweise über Gamurets Orientfahrten und Tod, der im ›Parzival‹ lediglich in der Figurenrede des Tampanis am Hof der Herzeyloyde rekapituliert wird. Auserzählt sind auch Parcifals Irrfahrten auf der Suche nach dem Gral (›Jüngerer Titurel‹, Str. 5571–5806), die bei Wolfram im Hintergrund der Gawan-Äventiuren im 7. und 8. Buch stattfinden (vgl. Mertens 1998, S. 277). Detaillierter bietet der ›Jüngere Titurel‹ immer wieder auch Erklärungen und Deutungsmöglichkeiten für Begebenheiten und Handlungssequenzen, die im ›Parzival‹ ungeklärt oder zumindest erklärungsbedürftig anmuten. Ausführlich dargestellt wird beispielsweise, wie Sigune mit dem toten Tschinotulander vom Artuswald Breziljan zuerst ins Gralsgebiet und dann mit dem Leichnam auf die Linde gekommen ist.

Wichtige Szenen des ›Parzival‹ wie etwa der Besuch des Titelhelden auf der Gralsburg samt unterlassener Mitleidsfrage, seine Unterweisung durch Trevrizent, die Gralsberufung oder die Taufe seines Halbbruders Feirefiz sind im ›Jüngerer Titurel‹ indes auf kurze handlungszusammenführende Inhaltsparaphrasen oder gar Verweise auf Wolframs Dichtung eingeschmolzen. Parzivals Aufenthalt bei Trevrizent, sein zweiter Besuch auf der Gralsburg und die damit verbundene Heilung des Gralskönigs sind beispielsweise im Kontext der vierten Begegnung zwischen Parcival und der trauernden Sigune mit Verweis auf *ain ander buoch* (Str. 5850,4) – gemeint ist der ›Parzival‹ – auf lediglich vier Verse verkürzt:

wie er bi ir und Trefizent nu were
und ander sin gevorte, daz seit ain ander bûch mit ganzem mere,

Biz daz er kumt zem grale und Anfortas was gebende
mit vrage sunder twale gesuntheit.

(›Jüngerer Titurel‹, Str. 5850,3–51,2)

Mit zahlreichen Anspielungen auf Wolframs ›Willehalm‹ ist schließlich der Orientteil des ›Jüngerer Titurel‹ durchsetzt (vgl. Lorenz 2002, S. 303–316). Als szenische Versatzstücke, inhaltliche oder thematische Assoziationen, Parallelisierungen etwa in der Szenen- oder Figurengestaltung oder sogar als Zitate gehen diese Anspielungen deutlich über die weitangelegte Verwendung von Namen und Namensbestandteilen des ›Willehalm‹ hinaus (zu den orientalischen Namen im ›Jüngerer Titurel‹ und im ›Willehalm‹ ausführlich Borchling 1897, S. 59–64, und Zatloukal 1984, S. 94–98). Anders als die ›Titurel‹-Übernahmen und ›Parzival‹-Bezugnahmen bilden sie aber keine unmittelbaren inhaltlichen Grundlagen für die Handlung. Sie dienen vielmehr der schärferen Konturierung der verschiedenen literarischen Genres, derer sich die Erzählung bedient, und der mit ihnen verbundenen Regeln sowie der Illustration von ethischen Verhaltensmaximen, ohne dabei mit der vielschichtigen Darstellung des Heidnischen im ›Willehalm‹ zur Deckung zu kommen (vgl. Lorenz 2002, insb. S. 314f.).

Bei den verschiedenen Retextualisierungsformen geht es folglich nicht nur um Vollendung, sondern um Fortsetzung und Vereindeutigung bei gleichzeitiger Vermeidung von Wiederholungen der ›Parzival‹-Handlung. Neben den Dichtungen Wolframs sind dabei auch Motive, Figuren, Namen und ganze Handlungssequenzen u. a. etwa aus Geoffreys ›Historia‹, dem französischen ›Lancelot en prose‹ oder aus der lateinischen ›Epistola presbiteri Iohanni‹ (vgl. Zimmermann 2009a und 2009b) eingearbeitet, ist Vorgängiges in neue Erzählkontexte sowie Begründungs- und Funktionszusammenhänge eingebettet. Als »geschichtsmythischer Universalroman« (Haug 1980, S. 224) stellt der ›Jüngere Titurel‹ mit seiner Ausrichtung auf den übergreifenden heilsgeschichtlichen Zusammenhang und seiner Dominanz der allegorischen und moralischen Sinndeutung dabei recht grundsätzlich eine tiefgreifende Akzentverlagerung und Umdeutung insbesondere von Wolframs ›Parzival‹ dar (vgl. Mertens 2005, S. 207). Die Lehre wird nicht mehr über die Handlung oder Struktur vermittelt, vielmehr erfolgt die ethisch-moralische Exegese des epischen Geschehens, das den Gral und die Geschichte des Gralsgeschlechts als heilsgeschichtlichen Bezugspunkt hat, in ausgiebigen unterweisenden Kommentaren.

Wie schon Wolfram, so verfügt auch Albrecht über ein breites Spektrum epistemischer Modi, die über-, nach-, neben- oder sogar gegeneinandergestellt sein können und dadurch die Kohärenz des Handlungslaufs hemmen, verdecken oder gar unterbinden. Im Kontext seiner Überlegungen zum sog. ›nachklassischen‹ Artusroman fasste bereits Haug (1980, insbes. S. 222–231) den ›Jüngeren Titurel‹ als eine Erzählung auf, in der sich Sinnzusammenhänge »nicht mehr konstruktiv-syntagmatisch über das Modell und noch nicht linear-syntagmatisch über stringente Kausalität« (ebd., S. 226) ergeben, sondern in paradigmatischer Kombinatorik umgesetzt werden. Dies erschließt sich zuweilen ebenfalls erst im Rekurs auf Wolfram, denn Albrecht greift dessen narrative Verfahren auf und übersteigert sie auf der Ebene seines Universalromans: Durch eine ungeheure Fülle von Präfigurationen, Wiederholungen, Spiegelsymmetrien und insbesondere durch ein

dichtes ana- und kataphorisches Relationsgefüge, das den Textraum durch die Erschaffung einer Vielzahl von Relationen konstituiert, wird der syntagmatische Gang der Handlung paradigmatisch überlagert, mit dem Effekt, dass axiologische Einordnungen der Figuren schwierig werden, dass Gegensätze zum Teil nivelliert erscheinen, dass dargestellte Ereignisse, Konstellationen oder auch Werte durchaus ihre Eindeutigkeit verlieren können. Diese spezifische, auf ein »Erzählen im Paradigma« (Warning 2001, S. 176–209) zurückgreifende Narrativik, die Albrechts gesamten Text bestimmt und seine Kompositionstechnik auszeichnet, möchte ich an zwei Beispielen illustrieren.²

2. Paradiesische Gaben

Im »Jüngerer Titulel« lassen sich die zahlreichen Verweise auf die »paradiesisch« anmutenden Gaben des heidnischen Baruchs Ackerin von Baldac an den Helden Tschinotulander als ein Instrument paradigmatischen Erzählens anführen, durch das im »Jüngerer Titulel« sowohl das Christliche, insbesondere das »Gralische«, als auch im hohen Maß das Heidnische überblendet, ja nachgerade uneindeutig werden. Auf narrativer Ebene sind diese Gaben höchst kunstfertig in ein ana- und kataphorisches intertextuelles Verweissystem zur Aufrechterhaltung der Kohärenz von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Erzählten eingebunden.

Überreicht werden die kostbaren Gaben durch eine Gesandtschaft, die Tschinotulander im Namen des Baruchs an sein Versprechen zur Rückkehr in den Orient erinnert und ihm *groz richerheit von gesmide uz gold und von gesteine* (»Jüngerer Titulel«, Str. 1703,1), kostbare Stoffe und eine prachtvolle orientalische Rüstung bringt. Die aus wunderwirksamem Gold gefertigte Rüstung ist in Tigerblut gehärtet, mit dem Effekt, dass sie undurchdringlich wie ein Diamant ist (vgl. Str. 1683,1). Wer eine Rüstung aus diesem Material besitze, so versichert der Erzähler, dem werde das Tigrisgold stets Glück bringen, wer es aber verlieren sollte, dem sei Unheil gewiss (vgl.

Str. 1675,2–4). Die Eigenschaften sowie die vorherigen Besitzer des Goldes, das später *golt der selden* genannt werden wird (Str. 5087,3), sind mit *franzois und heidenisch buochstaben* (Str. 1684,4) in grüner Farbe in Helm und Harnisch eingraviert. Überdies erhält Tschinotulander einen Schild mit einem darin lebendig eingeschlossenen Salamander, einen überaus kostbaren Waffenrock, der jenem gleicht, den Feirefiz später von Secundille erhalten wird (vgl. Str. 1699), zwölf prachtvolle Schlachtrösser aus dem Land Tabrunit sowie zwölf weitere kostbare Rüstungen (zu den Gaben siehe Rausch 1977, S. 35–141; Wegner 1996, S. 127–132, und Finckh 1999, S. 335).

Tschinotulanders erstes Rüstzeug, die ihm von Sigune übereignete grüne Rüstung Gamurets, war bereits fremdländischer Art und so prachtvoll, dass nur Feirefiz und Secureiz schöner und prächtiger ausgestattet gewesen seien (vgl. Str. 1259). Die neue, noch prachtvollere Ausstattung übersteigert nun die Orientalisierung des Helden und macht ihn auf diese Weise einerseits als Überhöhung seines Vorbildes Gamuret kenntlich, andererseits bleibt der Vorgänger aber gerade in dieser Orientalisierung unheilvoll präsent, denn es gemahnt nicht zuletzt die tigerblutgehärtete, undurchdringliche Rüstung *gelich dem adamande* (Str. 1683,4) wie eine *bad fulfilling prophecy* an Gamurets Helm, dessen *adamandes herte* (Str. 941,3; vgl. Pz, 105,2of.) sich einst (durch Tierblut) als aufweichbar erwiesen hatte. Die Hinweise auf den Waffenrock des zum Handlungszeitpunkt der Erzählung noch ungeborenen Feirefiz sowie auf die Herkunft der Pferde *uz Tabrunit*, dem Herrschaftsbereich des erst im Nachfolgenden vorgestellten und überaus positiv gezeichneten, orientalischen Königs Secureiz, dürften überdies genügen, um mit dem Gegenwärtigen auf das Zukünftige zu verweisen.

Indem der Erzähler bemüht ist, heilsgeschichtliche Bezugspunkte bzw. Hinweise auf die Herkunft der Gaben aus dem Bereich der ›guten Heiden‹ zu liefern, bleibt die narrative Ausgestaltung dieser Orientalisierung stets positiv besetzt. Unablässig verweist der Erzähler etwa auf die paradiesische Herkunft des Tigers, in dessen Blut die Rüstung gehärtet worden sei: Der Tiger trage seinen Namen nämlich nach dem Paradiesfluss Tigris; beiden,

Tier wie Fluss, sei eine schier unbezwingbare *snellheit* (Str. 1677,4) eigen. Der Tiger selbst entweiche auch nur selten dem Paradies als seiner eigentlichen Heimstatt. Mit dem Hinweis, dass das menschliche Geschlecht auf ewig stark, vor Krankheiten gefeit und mit einem langen Leben gesegnet gewesen wäre, hätte Adam mehr als nur einen Mund voll von dem Obst des Paradieses gegessen (vgl. Str. 1680), werden die ungewöhnlichen Kräfte und Eigenschaften des Tigers damit erklärt, dass er sich eben nur von den Dingen ernähre, die im Paradies wachsen und gedeihen.

Von der arthurischen Festgesellschaft auf Floritschanze, wo die Übergabe erfolgt, werden die exotischen Gaben mit dem gebührenden Staunen zur Kenntnis genommen. Bemerkt wird freilich auch, dass Tschinotulander trotz seiner neuen Rüstung seinem Oheim Gamuret in zunehmendem Maß ähnelt (vgl. Str. 1733). Während in den Erläuterungen zur Herkunft und zu den Eigenheiten des heidnischen Tigrisgoldes der Paradiesbezug durch die Ausführungen des Erzählers für den Rezipienten klar herausgestellt ist, mangelt es am Artushof an dieser Klarheit, als Tschinotulander die zwölf kostbaren Rittergewänder aus der Lieferung des Baruchs kurzerhand an König Artus weiterverschenkt. Immerhin bewirkt der Wohlgeruch der Gaben bei den Anwesenden paradiesisches Entzücken:

[...]

nu began der edel smac da von so drahen,

daz al diu diet zu vreuden wart erkucket,

di alumb indert waren, als ob si weren ins paradiz gezucket.

(*„Jüngerer Titurek“*, Str. 1786,2–4)

Selbst Artus wähnt bei der Wahrnehmung der fremden Stoffe, er träume, und er fragt den jungen Dauphin, ob etwa Engel diesen Glanz auf die Erde gebracht hätten. Nicht ein Mensch, sondern allenfalls eine Engelsschar könne solche überirdischen Gaben zum Gral bringen; weder Hippokrat und andere Naturwissenschaftler noch Galen, Avicenna oder die gesamten heidnischen Künste könnten solcherlei kunstvolle Stoffe wirken (vgl. Str. 1789f.). Für Artus ist damit bei aller Anerkennung heidnischer Wissenschaften eine heidnische Herkunft der Stoffe kategorisch ausgeschlossen. Stattdessen

erwägt er kurzerhand den Ursprung, der gemeinhin für den Gral als gesichert gilt: Nach der Vollendung des Gralstempels hätten Engel ihn einst vom Himmel herab zu Titurel gebracht (vgl. Str. 271). Daraufhin mischt sich der in der Szene anwesende Gralskönig Anfortas korrigierend in die Erwägungen ein und bestreitet die englische Herkunft der Stoffe vom Gral, wenn er versichert, dass Engel bei der Gralsgesellschaft zwar oft vorbeikämen, aber dabei solche Gaben niemals mit sich führten: *uns koment engel dicke, si bringent aber solche cleider selten* (Str. 1791,4). Schließlich stellt Tschinotulander den tatsächlichen Ursprung der Kleider klar: *dem baruc Akerine sol ich dirr presente danken unde nigen* (Str. 1792,2). Solchermaßen vermag die auf Figurenebene stattfindende Diskussion über die fragliche Herkunft den sonderbar hybriden Charakter der orientalischen Gaben zu veranschaulichen. Himmlisches, Gralisches, Paradiesisches und Heidnisches scheinen auf verschiedenen Ebenen der Wahrnehmung jedenfalls eigentümlich verschwommen.

Über die Paradiesmotivik lässt sich der Kompositionsfaden paradigmatischen Erzählens, der verschiedene Teile der Dichtung miteinander verbindet, weiter ausziehen: Knapp 600 Strophen nach der Ankunft der Gaben des Baruchs am Artushof platzt der heidnische König von Marroch in das große Artusfest von Floritschanze, um die arthurische Gesellschaft einer Tugendprobe zu unterziehen. Auch die Marrocheise tragen Kleidung von paradiesischem Wohlgeruch, dessen betörende Wirkung sogar Jugendlichkeit verleiht:

Von tigris ab der waete gie smac so edel riche,
daz man iz da fur haete, daz paradise wer vil sicherliche
da nahen bi mit aller siner tugende.
swen dirre smac beruorte, den duhte wol, er hete immer jugende.

(Jüngerer Titurel, Str. 2359)

In ihrer Pracht kommen diese Kleider, so versichert der Erzähler, allenfalls denen gleich, die der Baruch einst Tschinotulander geschenkt habe (vgl. Str. 2350; vgl. hierzu Bußmann 2011, S. 289). Wiederum 700 Strophen später weist die kostbare Ausstattung des heidnischen Minneritters Secureiz

ebenfalls unmittelbare Parallelen zu den paradiesischen Gaben des Baruchs auf; so trägt Secureiz etwa einen von Feuersalamandern gefertigten Waffenrock, der wiederum auf den Wolfram'schen Feirefiz verweist, mit dem Secureiz zudem das Ecidemon als Wappenzier teilt. Darüber hinaus besitzt Secureiz eine Lanze aus dem ›Paradiesmaterial‹ Aloeholz und indischem *stahel*, einen Waffenrock, den *salomander in dem viure worhten*, sowie einen Schild aus *aspindaye* (vgl. Str. 3009–20). Nach dem Tod des Secureiz erhält Tschinotulander dessen kostbare Zeltstadt Tasme, die *wer nach paradis gebilde* (im ›Willehalm‹ ist Thasme die Stadt des Heidenkönigs Poydjes und Herkunftsort kostbarer Seidenstoffe).

Für die heidnischen Brüder Alexander und Philipp, denen Tschinotulander knapp 1000 Strophen nach dem Tod des Secureiz begegnet und die ihre prätextuelle Herkunft unverkennbar im Namen tragen, sind die Paradiesbezüge noch vielfältiger und umfassen neben ihrem irritierenden Schlachtruf ›Paradis!‹ noch gleichermaßen Herkunft und Ausstattung, die – so will es die Dichtung – der Kleidung und Ausrüstung gleiche, die einst der edle Secureiz getragen habe (vgl. Str. 4735–4912). Tschinotulander wundert sich beim Anblick der Fremden, denn aufgrund ihres prachtvollen Erscheinungsbildes glaubt er, dass sie geradewegs vom Paradies gekommen seien, um *gotes zorne* (Str. 4738,4) an ihm zu rächen, ja dass sie möglicherweise sogar Brüder Christi sein könnten. Als man die Riesen dann später nach der Veranlassung von Reise und Kampfruf fragt, geben sie sich als reiche Könige zu erkennen. Zwanzig immense, in Paradiesnähe liegende, aber dennoch irdische Reiche – eines von ihnen heißt tatsächlich Paradiis – unterstehen ihnen. Die unermesslichen Entfernungen bewältige man – wie einst Alexander der Große – mit Hilfe von gezähmten Greifen. Die beiden hünenhaften Recken referieren sodann unvermittelt »einige wundersame Passagen des Alexanderzugs, der an die Erzählgegenwart gebunden wird: *so sin wir noch nach im in Paradise* (Str. 4814)« (Kragl 2010, S. 170, vgl. Leckie 1970, S. 122–132). Ausgezogen seien die beiden Könige im Dienst von Arabadille und Secundille, die sich ihnen zum Lohn für die Rache am

Tod des Secureiz versprochen hätten (vgl. Str. 4828f.). Kurzum: Paradiesisches ›Flair‹ kann mithin als Erkennungszeichen für das als das ›Gute‹ lesbare Heidnische erhalten,³ es verbindet auch Einzelepisoden des ›Jüngeren Titurel‹ jenseits einer kausalen Handlungsfolge, bietet intertextuelle Verweise auf verschiedene Prätexte und durchkreuzt textintern zugleich Trennlinien zwischen Orient und Okzident, zwischen Heidnischem und Christlichem.

3. Tote Helden und der zuckersüße Duft von Heiligkeit

Im Kontext der weitreichenden intertextuellen Vernetzungen des ›Jüngeren Titurel‹ mit den Dichtungen Wolframs bildet die Figur des heidnischen Königs Secureiz von Tabrunit ein wichtiges Bindeglied, insofern sich in ihrer Beschreibung einerseits deutliche Bezüge zur Feirefiz-Figur des ›Parzival‹, andererseits aber auch solche zur Figur des Heidenkönigs Tesereiz aus dem ›Willehalm‹ zeigen. Ebenso wie Wolframs Tesereiz wird der auffallend namensverwandte König Secureiz vom Erzähler des ›Jüngeren Titurel‹ als ein vorbildlicher höfischer Minneritter exponiert; wie für Tesereiz hat der Minnedienst auch für Secureiz nachgerade religiöse Qualität, wenn es von ihm heißt, er sei *der Minne und Jupiter zedienste riche* (Str. 3388,4). Während bei Tesereiz die Adressatin des Dienstes unbenannt bleibt, begibt sich Secureiz für seine Geliebte Arabadille in den Dienst der Feinde des Baruchs, der babylonischen Brüder Ypomidon und Pompeirus. Mit der Minnebeziehung reicht das intertextuelle Verweissystem erneut bis in genealogische Zusammenhänge hinein, denn das Kind der Liebe zwischen Secureiz und Arabadille ist die aus dem ›Parzival‹ bekannte Heidenkönigin Secundille.

Neben ihrer intertextuellen Verkopplung mit den heidnischen Minnerittern Tesereiz und Feirefiz steht die Secureiz-Figur aber auch paradigmatisch in enger Beziehung zu den christlichen Rittern Gamuret und Tschinotulander. Dies zeigt sich am deutlichsten im Tod der Helden. Bereits in Wolframs ›Parzival‹ ist Gahmurets Grab in Baldac, dies hat Beate Kellner

herausgestellt, »eine hybride Konstruktion, die heidnische und christliche Elemente und Ansprüche im Zeichen höfischen Prunks zu vereinen sucht. Es lässt dabei heidnische Verehrung ebenso zu, wie es Gahmurets eigentlicher Herkunft aus dem Christentum durch die Errichtung des Kreuzes Rechnung trägt« (Kellner 2009, S. 33). Im ›Jüngeren Titulek‹ wird diese von Wolfram vorgeprägte Verquickung nicht nur übernommen, sondern sogar noch auf die Spitze getrieben, wenn dem Grabmal, das nach der großen Schlacht im Orient kurzerhand zu einem Friedhof für alle gefallenen Christen umgewidmet wird, überdies der Duft des Paradieses zugeschrieben wird. Der Baruch lässt die orientalisch-christliche Grabstätte Gamurets und der gefallenen Christen nämlich so kostbar ausstatten und bepflanzen, *daz dar under bluomen waren smac uz paradise wernde* (Str. 4377,4). In paradigmatischer Variation zu Gamurets Grab am Ende der ersten Orienteschlacht heißt es dann vom Grabmal des edlen Heiden Secureiz im Kontext der zweiten Orienteschlacht, dass es neben *mirr, wirouch und aloe* mit weiteren Pflanzen *uz paradise* versehen worden sei (Str. 4880). Christ und Heide sind aufeinander bezogen, das Paradiesische überwölbt den Gralsbereich, Christliches sowie Heidnisches.

Deutlicher aber noch entfaltet der Erzähler intertextuelle Referenzen und paradigmatische Verweise vor dem Hintergrund von Wolframs ›Willehalm‹. Bereits in ihrer minneritterlichen Ebenbürtigkeit spiegeln sich der Heide Secureiz und der Christ Tschinotulander deutlich in Wolframs Tesereiz- und Willehalm-Figuren (vgl. Lorenz 2002, S. 306–311). Bei Wolfram ist der Heide Tesereiz als mustergültiger Minneritter inszeniert, der zunächst gemeinsam mit Willehalm gegen die Heiden kämpfen will, sofern dieser vom christlichen Glauben ablasse. Obwohl der Heide einen Zweikampf mit Willehalm aufgrund des gemeinsamen, religiöse Differenzen überblenden den Minnerittertums vermeiden will, kommt es dennoch zum Kampf, der vom Erzähler als allegorischer Streit gleichrangiger Tugenden beschrieben ist (vgl. hierzu bereits Bumke 2004, S. 28; Kiening 1991, S. 169–171, und Bulang/Kellner 2009, S. 134). Tesereiz verliert sein Leben, und in auffal-

lend konnotativer Nähe zum märtyrerhaften und wohlduftenden Tod des Christen Vivianz⁴ wird der Tod des Heiden vom Erzähler – im Potentialis – mit dem Duft und, wenn man so will, Geschmack von Heiligkeit versehen (vgl. hierzu auch Schulz 2008, S. 123f., und Bulang/Kellner 2009, S. 134f.):

geeret si velt unde gras,
aldâ der minnaere lac erslagen.
daz velt solde zucker tragen
alumb ein tagereise.
der klâre, *kurteise*
möht al den bien geben ir nar:
sît si der süeze nement war,
si möhten, waern's iht wîse,
in dem lufte nemen ir spîse,
der von dem lande kumt gevlogen,
dâ Tesereiz vür unbetrogen
sîn rîterlîchez ende nam.
(›Willehalm‹, 87,30–88,11)

Im ›Jüngerem Titurel‹ ist die Begegnung von Secureiz und Tschinotulander in zum Teil kontrastiver Spiegelung zu Wolfram angelegt: Während Tesereiz im ›Willehalm‹ den Titelhelden von seinem christlichen Glauben abzubringen trachtet, der Zweikampf dann aber stattfindet, weil Willehalm den Tesereiz an seiner Reizrede erkennt und sich durch seine Reaktion darauf auch selbst zu erkennen gibt (vgl. ›Willehalm‹, 87,10–14), ist der Heide Secureiz im ›Jüngerem Titurel‹ von Tschinotulanders Glaubensbeständigkeit grundsätzlich überzeugt. Der Zweikampf erfolgt, weil sich beide trotz ihrer minneritterlichen Ebenbürtigkeit gerade nicht erkennen bzw. weil sie sich allein in ihrem jeweiligen religiösen Bezugssystem als Kontrahenten wahrnehmen. Die Verabsolutierung der Minne, die Armin Schulz (2008, S. 123) als abgewiesene Alternative der Tesereiz-Szene im ›Willehalm‹ erkennt, wird damit im ›Jüngerem Titurel‹ von der Dichotomie von Heiden und Christen gleichsam wieder überrollt. Gleichwohl weist die Stätte von Secureiz' Tod im ›Jüngerem Titurel‹ signifikante Parallelen zu der Todesstätte des Tesereiz im ›Willehalm‹ auf (den Zusammenhang der beiden

Szenen bemerkt am Rande bereits Schröder 1982, S. 103; vgl. auch Lorenz 2002, S. 306–310). Der Ort, an dem der edle Heide Secureiz stirbt, ist aber nicht nur mit *gesûzet luft* versehen, der Duft von Heiligkeit wird sogar noch überhöht, wenn die anwesenden Klagenden die Stätte – ebenfalls im Potentialis – beschreiben:

Si wurden also jehende zewerdicheit dem werden:

»iz wirt also geschehende, daz ditz lant so fruchtig wirt der erden,
daz si zucker, balsem treit geboumet.

[...]

tiere, vogle, wurze von siner sûz vil werdicheit hant holde.

Der luft in disem lande wirt so von im gesûzet:

di sunde und ouch di schande hie nimmer menschenbilde me begrüzet.

so gar sin lip mit tugenden was durch gozzen.

swa den der luft berürte, da muoz im immer selde sin entsprossen!«

(»Jüngerer Titurek«, Str. 3807,1–3 u. 3808,4–09,4)

Die wohl auffälligste Ergänzung gegenüber der Szenengestaltung Wolframs ist die zugewiesene Heilsmöglichkeit, die der tugend- und heilsfördernden Aura des toten Heiden zugesprochen ist. Secureiz ist im »Jüngerer Titurek« nicht mehr nur Minnemartyrer (wie Wolframs toter Tesereiz vor allem durch die Parallelen zum toten Christen Vivianz), sondern aufgrund seiner herausragenden und offenbar posthum auf Andere ausstrahlenden Tugendhaftigkeit sogar Minneheiliger. Dass es aber an dieser Stelle die sowohl den Christen als auch der Partei des Baruchs feindlich gesonnenen Babylonier sind, denen die Klage auf Secureiz in den Mund gelegt ist, offenbart die Aporien der Szene in seltsam hybrider Komplexität (anders Lorenz 2002, S. 309f.).

Doch damit nicht genug: Über das poetische Verfahren paradigmatischer Reihenbildung wird im »Jüngerer Titurek« schließlich auch der Wald, in dem Sigune sehr viel erzählte Zeit später unablässig klagend mit dem Leichnam Tschinotulanders ausharrt, paradiesisch ausgestattet und mit dem zuckersüßen Duft von Heiligkeit versehen. Dem aktuellen Leid Sigunes, der unermesslichen Klage über den Tod des Helden, steht auch hier die Hoff-

nung künftiger Paradiesfreuden, die im Bild paradiesvegetativen Überschütens und Überwucherns beschrieben werden, zur Seite, wenn der Erzähler seine Figur – diesmal in Vorausschau auf die ›Heiligkeit‹ Tschinotulanders – ausrufen lässt:

»mit balsem wirt getroret von recht der walt, dar inne du bist erstorben.

[...]

der walt sich müz gesinen, daz al die boume werden gar behenget
mit kardamümen und obs zu paradise.

der plan birt muscat blüde, dar ob gezwiet vil der wunschel rise,

Mit zucker uber roeret diu heide gar dar under.

dri tagereise enpoeret wart diu suezicheit von dir besunder.

der vogel in dem luft solt is geniezen

der ubergrozen tugende, die din lip der junge moht besliezen

Und was doch unbeslozen: si hüp sich an die witen

von dir vil unverdrozen, daz man si wol erkand an allen siten,

ich mein der zwei und sibenzic sprach alterre,

da ist din pris erkennet an wirde hoch di naehe und di verre.«

(›Jüngerer Titurel‹, Str. 5219,4–22,4)

Die komplexen Querbeziehungen zwischen den paradiesisch überhöhten Sterbestätten und Grabmälern von Vivianz und Tesereiz, Gamuret, Secureiz und Tschinotulander sind damit an ihrem Höhe- und zugleich auch Endpunkt angelangt. Über die Vorstellung von der Gleichrangigkeit eines Minnerittertums, das jenseits von anderen, insbesondere religiösen Bindungen und Bezugssystemen steht, sind die Helden zwar miteinander verbunden, diese Vorstellung führt aber gerade durch ihre Tode, die mit Ausnahme Tschinotulanders durch Begegnung mit dem religiös Anderen verursacht sind, immer wieder in die Aporie (mit Blick auf den ›Willehalm‹ vgl. hierzu Schulz 2008, S. 123, und Bulang/Kellner 2009, S. 135). Freilich ist es bei Secureiz und Tschinotulander nicht mehr die »abgewiesene Alternative [...] einer Verabsolutierung der höfischen Minne auf Kosten anderer ›Begründungssprachen‹ (hier der Religion und der Sippenbindung)« (Schulz 2008, S. 124), die vorgeführt wird, sondern die Verabsolutierung eines heiligmä-

ßigen Tugendverständnisses, das über die Vorstellung von einer gleichsam fruchtbaren und sättigenden Aura heiligmäßiger Tugendhaftigkeit religiöse Grenzziehungen außer Kraft setzt. Dies zeigt sich an Secureiz' Inszenierung als ein an *werdeheit* Heiliger ebenso wie in der Strahlkraft *der ubergrozen tugende* Tschinotulanders, die nah und fern in allen 72 Sprachen der Welt anerkannt ist.

Die Untersuchung der paradigmatischen Reihung einzelner, allein von dem Paradiesischen handelnder Erzählsegmente im ›Jüngeren Titulek‹ ließe sich von hier aus nicht nur verlängern (etwa im Hinblick auf Räume wie den Gralsbereich oder das ›dritte‹ Indien), sondern – wie das Tesereiz-Beispiel gezeigt haben mag – in Erweiterung des literarischen Reflexionsraums auch über die Grenzen des Textes hinaus führen.⁵ Ich setze die Analyse an dieser Stelle indes aus, denn sie hat in ihren Ansätzen bereits vorgeführt, wie Grenzen zwischen dem Heidnischen und dem Christlichen, die auf der Handlungs- oder Kommentarebene durchaus zum Tragen kommen, (nicht zuletzt auch) über das Verfahren paradigmatischen Erzählens destabliert werden und wie verschiedene Semantiken durch immer neue Konstellationen, intertextuelle Überblendungen und Durchkreuzungen in ihrer Komplexität solchermaßen gesteigert werden, dass sie diskursiv kaum mehr eingefangen werden können.

Sicherlich sind die Erzählsequenzen über Paradiesisches ebenso wie die Handlungsschleifen um die Tode von Secureiz und Tschinotulander nicht im Worstbrock'schen Sinn als ein ›Wiedererzählen‹ (Worstbrock 1999, S. 128–142) entsprechender Begebenheiten oder Konstellationen im ›Willehalm‹ zu verstehen. Dennoch sind sie, dies dürfte deutlich geworden sein, in solchem Maße aufeinander bezogen, dass ihre Verwandtschaft in thematischer, struktureller und kompositioneller Hinsicht nicht unterschätzt werden sollte: Die große Bedeutung der in ihrer Sinnkonstitution immer wieder gebrochenen Erzählabschnitte wird dabei erst in der Betrachtung des komplexen narrativen Beziehungsgeflechts, in das sie integriert sind, erkennbar. In diesem Geflecht laufen Vergangenes und Zukünftiges, intra- und

intertextuelle Verweise, verschiedene Stofftraditionen und Schemazitate zusammen, wodurch vor allem die im Text entworfenen, unterschiedlichen Verbindungen zwischen Orient und Okzident kontinuierlich präsent gehalten sind. Es sind paradigmatische Relationen, durch die in diesem Kontext die einzelnen Erzählsegmente des ›Jüngerer Titirel‹ jenseits einer kausalen Handlungsfolge miteinander verknüpft und solchermaßen in neue Beziehbarkeiten gerückt sind, dass sie in ihrer semantischen Komplexität gesteigert, aber auch überblendet sein können. Gegensätze zwischen dem Heidnischen und dem Christlichen, die zuweilen in den syntagmatischen Handlungsfolgen des ›Jüngerer Titirel‹ entworfen sind, werden auf der Ebene paradigmatischer Kohärenzbildung immer wieder unterlaufen und dekonstruiert.

Anmerkungen

- 1 Die nachfolgenden Überlegungen basieren auf mehreren Abschnitten meiner Habilitationsschrift »Konzeptionen des Heidnischen in der deutschsprachigen Literatur des 13. Jahrhunderts. Zu Rudolfs von Ems Alexander und Albrechts Jüngerem Titirel« (im Druck 2020).
- 2 Von einer fragmentierten Erkenntnis, die nur im Detail analysiert werden könne, spricht in diesem Kontext bereits Wyss 1983, S. 100, vom ›Jüngerer Titirel‹ als einem Text, der nicht als Ganzes zur Kenntnis zu nehmen sei. In diesem Sinne lautet auch das Fazit bei Kragl 2010, S. 182: »Wer den ›Jüngerer Titirel‹ mit Genuss lesen will, muss sich hoffnungslos im Detail verlieren und alles Drumherum vergessen können. Das ist eine eigenwillige Erzählstrategie. Sie kann – aber sie muss einem ja nicht gefallen!« Mertens 2010, S. 183, kommt im Kontext seiner Überlegungen zu einer »Poetik der Musikalisierung« im ›Jüngerer Titirel‹ sogar zu dem Schluss, dass es dem Autor gar nicht um ein kognitives Verständnis seines Werkes gegangen sei. Die Schwierigkeit einer Lektüre des ›Jüngerer Titirel‹, die sich einer plausiblen Gesamtinterpretation entzieht, mag der Grund dafür sein, weshalb sich die jüngere Forschung zum Text im Bewusstsein dieser Problematik und je nach Erkenntnisinteresse immer wieder auf bestimmte Teilabschnitte oder auf thematische Teilaspekte, auf Detailanalysen, beschränkt. Je nach Forschungsansatz und -interesse lässt sich der ›Jüngerer Titirel‹ als Lehrdichtung verstehen, so etwa bei Ragotzky 1971, S. 118–122; Parshall 1981,

S. 136–162 oder Fromm 1984, S. 26. Kragl 2010, S. 178, bemerkt indes, dass der ›Jüngere Titurel‹ aufgrund der Widersprüchlichkeiten innerhalb der vermittelten Lehrmeinungen im Grunde keine Didaxe sein kann. Darüber hinaus wurde der ›Jüngere Titurel‹ auch als heilsgeschichtliches, der Chronistik nahestehendes Werk gelesen, so etwa bei Thornton 1977, als Artusroman bei Haug 1980, S. 204–231 oder Ebenbauer 1979, S. 374–407 oder als naturkundliches Kompendium bei Leckie 1967, S. 263–277, Rausch 1977 und Wegner 1996. Zu den differierenden Lesarten der Forschung siehe ausführlich Lorenz 2002, S. 13–15. Erst in jüngeren Forschungsbeiträgen zum ›Jüngerer Titurel‹ geht es auch darum, die spezifische Narrativik der Dichtung zu erfassen, hierzu insbesondere die Studien von Bußmann 2011, Volfing 2007 und Neukirchen 2004 u. 2006.

- 3 Die Zuordnung zum Bereich des Paradieses, des Himmels resp. der Engel ist im ›Jüngerer Titurel‹ charakteristisch für die Darstellung der ›guten‹ Heiden. Sie dürfte – so auch Nyholm 1991, S. 280 – in der geographischen Nähe zum Paradies begründet sein, die den ›guten‹ Orientalen vom Erzähler zugeschrieben ist.
- 4 Wh, 69,12–15: *reht als lignaloe / al die boume mit viuwer waeren enzunt, / selh wart der smac an der stunt, / da sich lip und sele schiet*. Siehe Schulz, 2008, S. 124, zu Vivianz' Märtyrertod siehe u.a. auch Bumke 1959, S. 23–32, und Bumke 82004, S. 284.
- 5 Für eine Auseinandersetzung mit dem paradigmatischen Erzählen in Wolframs ›Willehalm‹ postulieren dies in ähnlicher Weise Bulang/Kellner 2009, S. 136, Anm. 29.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Albrechts Jüngerer Titurel. Nach den Grundsätzen von Werner Wolf kritisch hrsg. von Kurt Nyholm, 4 Bde., Berlin 1955-1995 (DTM 45, 55/61, 73, 77, 79).
- Wolfram von Eschenbach: Parzival. Studienausgabe. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausg. von Karl Lachmann. Mit Einführung zum Text der Lachmannschen Ausg. und in Probleme der Parzival-Interpretation. Mit einer Einl. von Bernd Schiroke. Übers. von Peter Knecht, 2. Aufl., Berlin 2003 (de Gruyter Texte).
- Wolfram von Eschenbach: Titurel, hrsg., übers. und mit einem Stellenkommentar sowie einer Einführung versehen von Helmut Brackert und Stephan Fuchs-Jolie, Berlin 2003 (de Gruyter Texte).
- Wolfram von Eschenbach: Willehalm. Nach der Handschrift 857 der Stiftsbibliothek St. Gallen. Mittelhochdeutscher Text, Übersetzung, Kommentar. Hrsg. von

Joachim Heinze. Mit den Miniaturen aus der Wolfenbütteler Handschrift und einem Aufsatz von Peter und Dorothea Diemer, Frankfurt a. M. 1991 (Bibliothek deutscher Klassiker 69, Bibliothek des Mittelalters 9).

Sekundärliteratur

- Baisch, Martin [u. a.] (Hrsg.): Der ›Jüngere Titurel‹ zwischen Didaxe und Verwilderung. Neue Beiträge zu einem schwierigen Werk, Göttingen 2010 (Áventiuren 6).
- Baisch, Martin: *lere lesen*. Formen von Textualität im ›Jüngeren Titurel‹, in: ders. [u. a.] 2010, S. 13–31.
- Borchling, Conrad: Der ›Jüngere Titurel‹ und sein Verhältnis zu Wolfram von Eschenbach, Göttingen 1897.
- Brackert, Helmut: Sinnspuren. Die Brackenseilinschrift in Wolframs von Eschenbach ›Titurel‹, in: Haferland, Harald/Mecklenburg, Michael (Hrsg.): Erzählungen in Erzählungen. Phänomene der Narration in Mittelalter und Früher Neuzeit, München 1996 (Forschungen zur Geschichte der Älteren Deutschen Literatur 19), S. 155–175.
- Bulang, Tobias/Kellner, Beate: Wolframs ›Willehalm‹. Poetische Verfahren als Reflexion des Heidenkriegs, in: Strohschneider, Peter (Hrsg.): Literarische und religiöse Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit, DFG Symposium 2006, Berlin/New York 2009, S. 123–160.
- Bumke, Joachim: Wolframs ›Willehalm‹. Studien zur Epenstruktur und zum Heiligkeitsbegriff der ausgehenden Blütezeit, Heidelberg 1959 (Germanische Bibliothek III,5).
- Bumke, Joachim: Wolfram von Eschenbach, 8., völlig neu bearbeitete Aufl., Stuttgart 2004.
- Bumke, Joachim: Retextualisierungen in der mittelalterlichen Literatur, besonders in der höfischen Epik. Ein Überblick, in: ders./Peters, Ursula (Hrsg.): Retextualisierung in der mittelalterlichen Literatur, Berlin 2005 (ZfdPh, Sonderheft zum Bd. 124), S. 6–46.
- Bußmann, Britta: Mit *tugent* und *kunst*. Wiedererzählen, Weitererzählen und Beschreiben in Albrechts ›Jüngerem Titurel‹, in: dies. (Hrsg.): Übertragungen: Formen und Konzepte von Reproduktion in Mittelalter und Früher Neuzeit, Berlin/Boston 2005 (TMP 5), S. 437–462.
- Bußmann, Britta: Wiedererzählen, Weitererzählen und Beschreiben. Der ›Jüngere Titurel‹ als ekphrastischer Roman, Heidelberg 2011 (Studien zur historischen Poetik 6).
- Ebenbauer, Alfred: Tschionatulander und Artus. Zur Gattungsstruktur und zur Interpretation des Tschionatulanderlebens im ›Jüngeren Titurel‹, in: ZfdA 108 (1979), S. 374–407.

- Ebenbauer, Alfred: Albrecht: ›Jüngerer Titurel‹, in: Brunner, Horst (Hrsg.): Interpretationen. Mittelhochdeutsche Romane und Heldenepen, bibliographisch ergänzte Aufl., Stuttgart 2004 (Reclams Universalbibliothek 8914), S. 353–372.
- Finckh, Ruth: *Minor mundus homo*. Studien zur Mikrokosmos-Idee in der mittelalterlichen Literatur, Göttingen 1999 (Palaestra 306).
- Fromm, Hans: Der ›Jüngere Titurel‹. Das Werk und sein Dichter, in: Wolfram Studien VIII (1984), S. 11–33.
- Glauch, Sonja: Der Eigensinn der Camouflage. Zur Dialektik des Fiktionalen im ›Jüngeren Titurel‹, in: Baisch [u. a.] 2010, S. 67–85.
- Haubrichs, Wolfgang (Hrsg.): Erzähltechnik und Erzählstrategien in der deutschen Literatur des Mittelalters. Saarbrücker Kolloquium 2002, Berlin 2004 (Wolfram-Studien XVIII).
- Haug, Walter: Paradigmatische Poesie. Der spätere deutsche Artusroman auf dem Weg zu einer »nachklassischen« Ästhetik, in: DVjs 54 (1980), S. 204–231, wieder in: ders.: Strukturen als Schlüssel zur Welt. Kleine Schriften zur Erzählliteratur des Mittelalters, Tübingen 1989, S. 651–667.
- Huschenbett, Dietrich: Art. Albrecht, Dichter des ›Jüngeren Titurel‹, in: ²VL, Bd. 1 (1978), Sp. 200–206.
- Huschenbett, Dietrich: Der ›Jüngere Titurel‹ als literaturgeschichtliches Problem, in: Wolfram-Studien VIII (1984), S. 153–168.
- Kellner, Beate: Wahrnehmung und Deutung des Heidnischen in Wolframs von Eschenbach ›Parzival‹, in: Grenzmann, Ludger [u. a.] (Hrsg.): Wechselseitige Wahrnehmung der Religionen im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit, Bd.1: Konzeptionelle Grundfragen und Fallstudien (Heiden, Barbaren, Juden), Berlin/Boston 2009 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, N.F. 4), S. 23–50.
- Kiening, Christian: Reflexion – Narration. Wege zum ›Willehalm‹ Wolframs von Eschenbach, Tübingen 1991 (Hermaea N.F. 63).
- Kragl, Florian: Klarifunkel. Oder: Warum beim ›Jüngeren Titurel‹ der Teufel nicht im Detail steckt, in: Baisch [u. a.] 2010, S. 139–182.
- Krüger, Rüdiger: Studien zur Rezeption des sogenannten ›Jüngeren Titurel‹, Stuttgart 1986 (Helfant Studien 1).
- Leckie, R. William: Albrecht von Scharfenberg and the ›Historia de preliis Alexandri Magni‹, in: ZfdA 99 (1970), S. 120–139.
- Lorenz, Andrea: Der ›Jüngere Titurel‹ als Wolfram-Fortsetzung. Eine Reise zum Mittelpunkt des Werkes, Bern 2002 (Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700 36).
- Mertens, Volker: Albrechts ›Jüngerer Titurel‹: ein ›Hauptbuch‹?, in: ders.: Der deutsche Artusroman, Stuttgart 1998 (RUB 17609), S. 262–287.

- Mertens, Volker: Wolfram als Rolle und Vorstellung. Zur Poetologie der Authentizität im ›Jüngerem Titulel‹, in: Kellner, Beate/Strohschneider, Peter/Wenzel, Franziska (Hrsg.): *Geltung der Literatur. Formen ihrer Autorisierung und Legitimierung im Mittelalter*, Berlin 2005 (Philologische Studien und Quellen 190), S. 203–226.
- Mertens, Volker: Kontingenz und Sprache im ›Jüngerem Titulel‹: Der Text, der nicht verstanden werden will, in: Baisch 2010, S. 183–199.
- Neukirchen, Thomas: *Dirre aventure kere*. Die Erzählperspektive Wolframs im Prolog des ›Jüngerem Titulel‹ und die Erzählstrategie Albrechts, in: Haubrichs 2004, S. 283–303.
- Neukirchen, Thomas: Bibliographie zum ›Jüngerem Titulel‹ 1984–2002, in: Haubrichs 2004, S. 405–424.
- Neukirchen, Thomas: Die ganze *aventure* und ihre *lere*. Der ›Jüngere Titulel‹ Albrechts als Kritik und Vervollkommnung des ›Parzival‹ Wolframs von Eschenbach, Heidelberg 2006 (Beihefte zum Euphorion 52).
- Nyholm, Kurt: Studien zum sogenannten geblünten Stil. Åbo 1971 (Acta Academiae Abonensis Ser. A 39,4).
- Nyholm, Kurt: Der Orient als moralisches Vorbild im ›Jüngerem Titulel‹, in: Iwasaki, Eijiro (Hrsg.): *Begegnung mit dem ›Fremden‹. Grenzen – Traditionen – Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses Tokyo 1990*, München 1991, S. 275–284.
- Parshall, Linda: *The Art of Narration in Wolfram's ›Parzival‹ and Albrecht's ›Jüngerer Titulel‹*, Cambridge 1981 (Anglica Germanica 2).
- Ragotzky, Hedda: *Studien zur Wolfram-Rezeption. Die Entstehung und Verwandlung der Wolfram-Rolle in der deutschen Literatur des 13. Jahrhunderts*, Stuttgart 1971 (Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur 20).
- Rausch, Hans-Henning: *Methoden und Bedeutung naturkundlicher Rezeption und Kompilation im ›Jüngerem Titulel‹*, Frankfurt a. M. 1977 (Mikrokosmos 2).
- Schmid, Elisabeth: *Dâ stuont âventiur geschriben an der strangen*. Zum Verhältnis von Erzählung und Allegorie in der Brackenseilepisode von Wolframs und Albrechts ›Titulel‹, in: *ZfdA* 117 (1988), S. 79–97.
- Schröder, Werner: *Wolfram-Nachfolge im ›Jüngerem Titulel‹. Devotion oder Arroganz*, Frankfurt a. M. 1982 (Frankfurter wissenschaftliche Beiträge, Kulturwissenschaftliche Reihe 15).
- Schröder, Werner: *Einleitung zu: Beiträge zum Würzburger Kolloquium über den ›Jüngerem Titulel‹ 1982*, in: *Wolfram-Studien VIII* (1984), S. 8–10.
- Schulz, Armin: *Schwieriges Erkennen. Personenidentifizierung in der mittelhochdeutschen Epik*, Tübingen 2008 (MTU 135).
- Thornton, Alison G.: *Weltgeschichte und Heilsgeschichte in Albrechts von Scharfenberg ›Jüngerem Titulel‹*, Göppingen 1977 (GAG 211).

- Volfing, Annette: *Medieval Literacy and Textuality in Middle High German. Reading and Writing in Albrecht's ›Jüngerer Titurel‹*, New York 2007 (Arthurian and Courtly Cultures).
- Warning, Rainer: Erzählen im Paradigma. Kontingenzbewältigung und Kontingenzerposition, in: *Romanistisches Jahrbuch* 52 (2001), S. 176–209.
- Wegner, Wolfgang: *Albrecht, ein poeta doctus rerum naturae?* Zu Umfang und Funktionalisierung naturkundlicher Realien im ›Jüngerem Titurel‹, Frankfurt a. M. 1996 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1: Deutsche Sprache und Literatur 1562).
- Worstbrock, Franz Josef: Wiedererzählen und Übersetzen, in: Haug, Walter (Hrsg.): *Mittelalter und Frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze*, Tübingen 1999 (Fortuna Vitrea 16), S. 128–144, wieder in: Worstbrock, Franz Josef/Köbele, Susanne/Kraß, Andreas (Hrsg.): *Ausgewählte Schriften, Bd. 1: Schriften zur Literatur des Mittelalters*, Stuttgart 2004, S. 183–196.
- Wyss, Ulrich: Den ›Jüngerem Titurel‹ lesen, in: Peschel, Dietmar (Hrsg.): *Germanistik in Erlangen. 100 Jahre nach der Gründung des Deutschen Seminars*, Erlangen 1983 (Erlanger Forschungen Reihe A 31), S. 95–113.
- Zatloukal, Klaus: Eigennamen und Erzählwelten im ›Jüngerem Titurel‹, in: *Wolfram-Studien* 8 (1984), S. 94–106.
- Zimmermann, Julia: Widersprüche und Vereindeutigungen – Die ›Epistola presbiteri Johannis‹ und ihre Rezeption im ›Jüngerem Titurel‹, in: *LiLi* 39 (2009), S. 145–163. [Zimmermann 2009a]
- Zimmermann, Julia: Im Zwielficht von Fiktion und Wirklichkeit – Überlegungen zur Rezeption des Presbyterbriefs in Albrechts ›Jüngerem Titurel‹, in: Keller, Johannes/Kragl, Florian (Hrsg.): *Mythos – Sage – Erzählung. Gedenkschrift für Alfred Ebenbauer*, Göttingen 2009, S. 547–566. [Zimmermann 2009b]

Anschrift der Autorin:

PD Dr. Julia Zimmermann
LMU München
Institut für Deutsche Philologie
Schellingstr. 3
80799 München
E-Mail: julia.zimmermann@germanistik.uni-muenchen.de